

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 23. Oktober 1902.

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

„Schauen Sie mal, was ich heute Interessantes gefunden habe. Immer grübelte ich nämlich über eine Ähnlichkeit nach, die Sie mit irgendwem haben, ohne daß ich imstande gewesen wäre, die betreffende Persönlichkeit zu entdecken. Da fand ich vorhin das Medaillon meiner Mutter, mit dem Miniaturbildniß einer Dame, jedenfalls einer Jugendfreundin — und da hatte ich plötzlich die gesuchte Ähnlichkeit. Aber — was ist Ihnen, Fräulein Jutta? Mein Gott, ist Ihnen nicht wohl?“

Jutta schluckte auf und bedeckte das tief erblaßte Antlitz mit den Händen, während ihr Körper in fassungslosem Schmerz zuckte. Er wagte nicht weiter in sie zu dringen, und obgleich er nicht wußte, was der Grund dieser Erschütterung war, fühlte er doch, daß sie in geheimnißvollem Zusammenhange mit jenem Bilde stand. Er erhob sich und schritt unruhig auf und nieder. Endlich hatt Jutta sich soweit gesammelt, daß sie ihre Thränen trocknete und zu sprechen versuchte. Der Graf lehnte am Kamin, als sie zögernd mit niedergedrungenen Augen zu ihm trat.

„Ich — ich bin Ihnen eine Aufklärung schuldig —“

„Bitte, mein Fräulein Jutta —“ wehrte er. „Schuldig durchaus nicht. Nur wenn es Ihnen ein Bedürfnis ist — wenn Sie wirklich Vertrauen zu mir haben —“

Da schaute sie ihm frei und offen in die Augen.

„Ich wüßte keinen, dem ich mehr vertrauen möchte —“

An Martin Müller dachte sie in dieser Stunde nicht. Wie ausgelöscht war die Erinnerung an ihn. Nur Bergendorf stand plötzlich in lichten Farben wieder vor ihrer Seele, das geliebte Bergendorf, und blitzartig flammte das Bewußtsein in ihr auf, daß nur Graf Falk es sei, an dessen Herzen ihr eine zweite Heimat erblühen könnte.

„Fräulein Jutta, das war ein gutes Wort. Ich danke Ihnen! Und wenn Sie mir nun sagen wollten —“

Er zog die Sessel für sich und Jutta näher zum Feuer und ließ sich an des Mädchens Seite nieder. Bis jetzt hatte er noch nie nach Juttas Vergangenheit gefragt, und sie war ihm dankbar gewesen für die zarte Rücksichtnahme, nun aber verschwieg sie ihm nichts.

„Und dies —“ sie deutete auf das kleine Medaillon, das sie noch immer in der Hand hielt — „ist das Bildniß meiner Mutter.“

XIII.

„Und dann, Mamachen? Was war dann?“

„Dann nahm der Prinz das Dornröschen bei der Hand und führte es weit weg in das Schloß seines Vaters.“

„Und das ist ein König gewesen, nicht?“

„Ja.“

„Aber hat das Dornröschen nicht geweint, als es nun fort mußte von seinem Mamachen?“

„Nein, denn es hatte ja den Prinzen lieb und war froh, daß es von ihm erlöst worden war.“

„Und weil es ihn lieb hatte, ging es gerne mit ihm und blieb bei dem alten König?“

Jutta nickte.

„Und Mamachen, wie sah es denn aus, das Dornröschen? Es war wunderschön, nicht wahr? So wie Du gewiß! Und weißt, sicher hatte es auch solches Haar wie Du, und solche Augen und solch einen Mund, und es war überhaupt wie Du, und es hatte —“

„Alles hatte es, das Dornröschen —“ Jutta nahm Irma lachend auf den Schoß — „alles und war sehr, sehr glücklich — aber eines fehlte ihm doch —“

„Nein? Was denn?“

„Ein Prinzchen! Solch ein kleiner, goldiger Liebling —“ sie drückte das Kind ein wenig an sich — „siehst Du, das habe ich vor Dornröschen voraus.“

„Ja — aber dafür hatte es den Prinzen; Du — könnte Papa nicht Dein Prinz sein?“

„Papa?“ Jutta erschraf. „Nein, Kleines. Prinzen sehen ganz, ganz anders aus.“

Zur selben Zeit, da Jutta dem lauschenden Kinde zum hundertsten male das Märchen vom Dornröschen erzählte, saß Graf Falk droben in dem düsteren Arbeitszimmer, und das Medaillon lag geöffnet vor ihm. Er hatte es behalten, nicht weil Gabriele Rhaden eine Jugendfreundin der verstorbenen Gräfin gewesen, sondern weil man das Bild gut für ein Porträt Juttas im Kostüm der damaligen Zeit halten konnte. Und er lehnte das Haupt zurück und schloß die Augen und gedachte des jungen Weibes, das seines Hauses Seele geworden war, das Licht und Wärme in die kalten Räume getragen hatte. Er liebte Jutta, und bei erster Gelegenheit wollte er sie bitten, seines Kindes Mutter, seines Hauses Herrin zu werden. Daß sie nicht mehr das schlichte Fräulein Rhaden war, sondern in bezug auf ihre Abkunft ihm ebenbürtig, hatte ihn keineswegs in diesem Entschluß bestärkt. Was galt ihm der Name? Höher als Adelsdiplom und Grafenkrone stand ihm der Mensch.

Als er später hinabging, vernahm er schon auf dem Korridor seines Kindes lustiges Geplauder und dazwischen Juttas

Sachen — jenes leise, klingende Sachen, das ihn immer wieder gefangen nahm und das er von keinem anderen Weibe zuvor gehört hatte.

„Schau nur, Papa“, rief Irma, neben Zutta auf den Fußspitzen stehend, ihm fröhlich entgegen, „Mama schneidet mir Puppen aus Papier! Guck nur, eine ganze Reihe! Sind sie drollig? Nun mal Buben, Mama, ja?“

Lächelnd sah der Graf zu, wie unter Zuttas geschickten Fingern eine Reihe kleiner Menschenbilder nach der anderen entstand, die Irma stets laut jauchzend in Empfang nahm und auf der Mosaikplatte des Tischchens tanzen ließ.

„Nun ist aber mein Papier zu Ende, Liebling.“

„Ach, schon? Wie schade! Hast Du gar kein einziges bißel mehr?“

„Nein, gar kein einziges bißel.“

„Papa, so gib Du uns doch —“

„Bewahre Schatz, ich werde mich hüten! Fräulein Zutta hat sicher schon wehe Hände von Deiner Quälerei.“

„Ja, Mamachen?“ Ungläubig betrachtete sie Zuttas Hände.

„Nein, nein, so schnell geht das nicht. Papa will Dich nur wehen.“

„Dann kannst Du mir auch noch Puppen schneiden, nicht? Weißt Du, wir nehmen den Umschlag von dem schönen Bilde, welches in Deinem Arbeitskörbchen liegt. Ich hole es.“

Ehe Zutta es zu hindern vermochte, war Irma auf und davon.

„Darf man fragen, was für Kunstschätze Sie in Ihrem Arbeitskörbchen verbergen? Oder sind das Geheimnisse?“

„Weder Kunstschätze noch Geheimnisse“, erwiderte sie, „sondern nur das Bild eines Freundes.“

„Eines Freundes?“ Der Graf konnte sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren. Warum hatte sie ihm noch nie von diesem Freunde gesprochen?

„Da ist es!“

Irma kam zurückgesprungen und schwenkte triumphierend ein flaches Päckchen in der erhobenen Hand.

„Mama hat es heute mit der Post erhalten und sich schrecklich gefreut.“

„Ist das wahr?“

Eine heiße Blutwelle schoß unter des Grafen forschendem Blick in Zuttas Wangen. Sie fühlte das, und es setzte sie noch mehr in Verlegenheit. Was hatte er auch so zu fragen! Glaubte er am Ende, Martin Müller stände ihr näher als ein Freund? Wie durfte er das? Nie hatte sie ihm Veranlassung zu solch einer Vermuthung gegeben.

Graf Falk sah, wie verwirrt sie war, und sein Mißtrauen wuchs.

„Wer ist denn dieser — dieser Freund?“

Gewaltfam zwang er sich zur Ruhe.

„Dr. Müller, welcher mit mir zugleich an der Schule zu C. war.“

„Es ist ein sehr schöner Onkel, Papa!“ Schau mir!“

Irma löste die Unterhaltung und reichte das Bild dem Vater. Fast mechanisch griff dieser danach.

„Mamachen bekommt auch immer Briefe von ihm, nicht, Mamachen? Und es steht immer ein Gruß an mich mit drin, und ich mag ihn sehr gern, diesen Onkel.“

„So? Du magst ihn gern! Und bei Fräulein Zutta ist das wahrscheinlich auch der Fall —“ er war kaum imstande, seine mächtige Erregung zu verbergen — „oder — täusche ich mich?“

„Nein —“ mit einer stolzen Bewegung bog sie das Köpfchen in den Nacken und blickte ihn an — „Martin steht mir in der That nahe —“

„Martin —“ der Graf preßte die Lippen zusammen.

„Mamachen, sehen Prinzen vielleicht so aus, wie der schöne Onkel? Ich wollte so gern, daß Du Mamas Prinz sein solltest, Papa —“ Irma guckte mit ihm zugleich auf das Bild — „aber Mama sagt, Du bist kein Prinz, Du kannst das Dornröschen nicht erlösen, Prinzen schauen ganz anders aus —“

„Ja —“ der Graf legte die Photographie langsam auf den Tisch — „Prinzen schauen ganz anders aus — Fräulein Zutta hat recht —“

Ohne Gruß verließ er das Zimmer.

Sie hätte aufschreien mögen vor Schmerz und Qual. Dennoch schnitt sie ruhig Irmas Püppchen weiter und plauderte und scherzte mit dem Kinde, bis Marianne kam, um die Komtesse zu Bett zu bringen. Dann aber war es mit ihrer Kraft zu Ende. Bitterlich weinend blieb sie zurück, denn wie Rauhreif im Lenz war das Mißtrauen auf die knospenden Blüten der jungen Liebe gefallen.

In den nächsten Tagen mußte Zutta mit Irma allein speisen, da der Graf von morgens bis abends — angeblich wichtiger Konferenzen halber — auf den Werken beschäftigt war und dann sofort seine Gemächer aufsuchte. In Wahrheit aber wollte er ein längeres Zusammensein mit Zutta vermeiden, denn noch schmerzte ihn das Scheitern seiner wonnigsten Hoffnungen zu tief, und so schnell vermochte er ihr auch nicht zu vergeben, was sie ihm angethan.

Schweigend, finster erschien er schließlich am vierten Tage im Eßzimmer, und wenn er nicht so ausschließlich mit dem eigenen Kummer beschäftigt gewesen wäre, so hätte ihm wohl Zuttas müde Gelassenheit auffallen müssen. Nicht er allein hatte die letzten Nächte durchwacht. Aber er beachtete weder sie noch Irma, deren scheue Blicke in ängstlich-banger Frage zwischen ihm und Zutta hin und her wanderten. Erst als das Kind leise schluchzend den Teller wegschob, wurde er aufmerksam.

„Nun? Was ist Dir, Kleinchens?“

„Mama will fort —“

Er runzelte die Stirn. Da wars, was er gefürchtet, was nach dem Vorgefallenen kommen mußte — tausendmal hatte er sich das gesagt in den vergangenen Nächten, in den trostlos-öden Stunden der letzten Tage — und nun, wo es kam, traf es ihn doch wie ein Schlag.

„Es ist ja nicht für immer, Liebling“, tröstete Zutta —

„Aber Du willst verreisen, Mamachen — und dann — dann — ich mag nicht allein bleiben! Nimm mich mit, Mamachen, nimm mich mit —“

„Das geht nicht, Schatz. Und Du bist ja auch gar nicht allein — Papa —“ sie vermied es, den Grafen anzusehen — „bleibt bei Dir.“

„Nein, nein, nein —“ meinte Irma, „ich will nicht bei Papa sein, ohne Dich! Nimm mich mit, liebe, süße Mama, nimm mich mit!“

Graf Falk drückte heftig auf die elektrische Klingel.

„Rufen Sie Marianne!“ befahl er dem eintretenden Diener, und als diese nach kurzer Zeit erschien, übergab er ihr das schluchzende Kind. „Bringen Sie die Komtesse hinauf.“

Zutta wagte keinen Widerspruch. Still, mit niedergeschlagenen Augen saß sie ihm gegenüber. Endlich brach er selbst das drückende Schweigen.

Komtesse —“ sie fuhr zusammen unter dieser ungewohnten Anrede. Auf ihre direkte Bitte hin war es bei dem herzlichen „Fräulein Zutta“ geblieben, das ihr lieb geworden war in den gemeinsamen Sorgenstunden an Irmas Schmerzenslager. Nur zu gern war er damals darauf eingegangen. Und nun plötzlich dieses förmliche „Komtesse!“

„Sie wollen fort von Falkenstein?“ fragte er. „Denn die Reise war wohl nur zu Irma's Beschwichigung erfunden?“

„Erfunden? Nein. Ich hatte in Wahrheit eine kleine Reise vor, zu der ich mir auf kurze Zeit Urlaub erbitten wollte.“

Daß sie fest entschlossen war, von D. aus um ihre Entlassung zu schreiben, verschwieg sie ihm natürlich.

„Also wirklich eine Reise? Nur eine Reise? Vielleicht zu diesem Freunde?“ —

„Herr Graf!“

Todtenbleich fuhr sie vom Stuhl in die Höhe, und stolz flammte es auf in ihren Augen.

„Fräulein Zutta —“ tief erschrocken hatte er sich mit ihr zugleich erhoben — „ich bitte, verzeihen Sie mir, wenn Sie können, und vergessen Sie meine häßlichen Worte. Dieselben entsprangen einzig und allein meiner momentanen Erregung. Ich — bin in letzter Zeit etwas nervös geworden. Sie müssen ja wissen, daß in meiner Achtung niemand höher steht, als Sie. Also nochmals — verzeihen Sie mir.“

Er bot ihr die Hand, und als sie langsam, widerstrebend ihre kalten Finger hineinlegte, zog er dieselben an seine Lippen. In seinem Herzen lebte nur der eine Wunsch, Zutta seinem Kinde so lange als möglich zu erhalten. Wenn einer gehen mußte, so wollte er es sein.

„Und nun lassen Sie uns in Ruhe alles besprechen, wie — zwei gute Kameraden es thun würden.“

Zwei gute Kameraden! Zutta schluckte die Thränen hinter, die ihr heiß in der Kehle aufstiegen. Man hatte das Eßzimmer verlassen und den anstoßenden Salon aufgesucht, in dessen Dämmerdunkel sie sich nun gegenüber saßen — stumm und doch so übergewollt die Herzen — aber keiner sprach — keiner fand das erlösende Wort.

„Ich muß fort — ich darf nicht bleiben“, dachte Zutta und ahnte nicht, daß des Grafen Gedanken mit gleicher Beharrlichkeit um den entgegengesetzten Entschluß kreisten, und als sie ihm dann auf seine bezügliche Frage hin von der beabsichtigten Zusammenkunft mit den Freundinnen Mittheilung machte, meinte er, daß die jungen Damen ebenso gut herkommen könnten.

„Ich weiß ja“, fuhr er fort, als sie auf seinen Vorschlag schwieg, „daß es sehr nach Egoismus klingt — auch Egoismus ist — aber den müssen Sie dem Vater verzeihen. Irma ist kaum genesen — Sie haben gesehen, wie erregt sie schon durch die bloße Andeutung der Reise war — und wie wenig ich dem Kinde gelte —“

„Das ist nicht richtig —“ sagte Zutta warm. „Irma liebt den Vater sehr —“

„Aber die liebe, süße Mama steht ihr doch viel näher als ich, und darum werden Sie begreifen, daß der Vater dem mutterlosen Kinde diese Mama zu erhalten sucht —“

„Ich trenne mich ja auch sehr schwer von Irma.“

„Aber das brauchen Sie doch nicht, Fräulein Zutta. Schreiben Sie Ihren Freundinnen. — Ich werde nicht daheim sein — mich rufen Geschäfte nach der Kreisstadt — Sie sind also völlig ungestört mit Ihren Gästen. Wollen Sie es Irma zuliebe thun? Für mich selbst wage ich ja kaum zu bitten —“

„Aber —“

„Nein „Aber“ Fräulein Zutta — ein „Ja“ möchte ich hören —“

„Gut —“ sagte sie nach kurzem, innerem Kampfe — „ich bleibe.“

„Ich danke Ihnen.“

An die Geschäfte in der Kreisstadt glaubte Zutta natürlich nicht, aber ganz, ganz leise begann sie wieder zu hoffen, und die geknickten Blüten hoben allgemach das Köpfchen und lächelten neu

der Sonne zu, welche glückverheißend durch dunkle Wolkenschleier brach.

XIV.

„So!“ Lene Berg zog das Koupee Fenster hoch und machte es sich wieder in ihrer Ecke bequem. „Das war die letzte Station. Noch eine halbe Stunde, und wir sind in Falkenstein.“

„Gott sei Dank!“ sagte die kleine Grete mit einem herzhaften Gähnen. „Ich hab die Geschichte bald über. Eine halbe Ewigkeit fährt man nach diesem Falkenstein.“

Sie begann in aller Gemächlichkeit ihre Sachen zusammenzusuchen, während Lene mit lebhaftem Interesse aus dem Fenster schaute, herab auf den Gießbach, der zwischen eisglühenden Felswänden schäumend zu Thal rauschte. Tief verschneite Forsten träumten im fahlen Dämmerlicht des hereinbrechenden Abends, und wo die Felsen auseinander traten und die Wälder, da grüßte im letzten Tagesdämmer das liebliche Erlbach mit seinem freundlichen Kircklein aus der Ebene. Und dann sah man die Eisenhütten in der Ferne und die rauchenden Schloten, die schwarz und melancholisch in die schweigende Wintereinsamkeit starrten, und Schloß Falkensteins schlanke Thürme tauchten aus dem Nebel auf.

„Wenn uns nur der gräßliche Kutischer nicht in den Schnee wirft“, meinte Lene mit schöner Gelassenheit, „so können wir das Futterle bald umarmen. Neugierig bin ich doch, wie nun alles ist.“

Lene war noch immer dieselbe ungraziöse, starknochige Erscheinung wie früher. Sie hatte sich nicht sehr verändert, selbst die schlichte Scheitelfrisur trug sie noch, ein Zeichen, daß Fräulein Lene nicht im geringsten eitel war. Das einzige Schöne an ihr waren wohl die Augen, diese grauen, scharfblickenden Augen, die auf geistige Regsamkeit deuteten und bisweilen recht spottlustig funkeln konnten — aber auch oft genug voll verträumten Sinnes ins Leben schauten, Zeit und Gegenwart vergessend, in Gedanken spinnend am goldenen Faden der Zukunft. Denn sie war ja Braut, die Lene. Martin Müller hatte in aller Form um sie angehalten, eine Thatsache, welche Lene noch immer in Erstaunen versetzte.

„Ich hab ja nie gedacht, daß es ihm jemals einfallen könnte, mich zu heiraten, und daß ich diesen eingebildeten Menschen dann auch wirklich wollen könne. Und nun ist es doch geschehen —“

Ja, nun war es geschehen, und Lene schien nicht im mindesten unglücklich darüber, im Gegentheil. Sie beschäftigte sich bereits ernsthaft mit ihrer Ausstattung, und Grete leistete ihr dabei wacker Gesellschaft, denn auch sie steuerte ja mit vollen Segeln auf den Hafen der Ehe zu. Sie hatte ihren Pastor schon in der Tanzstunde als flotten Gymnastikasten kennen gelernt. Dann kamen die Studienjahre bei ihm und ihr, welche sie beide trennten, und in welchen sie sich wohl auch fast vergaßen. Grete wußte nicht einmal, daß der blonde Johannes sich dem geistlichen Stande widmen wollte, obgleich sie seit Menschengedenken für eine Landpfarre schwärmte, die für sie den Gipfelpunkt irdischer Glückseligkeit bedeutete. Erst Martin war in der Universitätsstadt zufällig mit Johannes wieder zusammengetroffen. Man hatte von alten Zeiten geplaudert und von künftigen Tagen, und der junge Pfarrherr hatte den lebhaften Wunsch geäußert, Grete zu sehen und zu sprechen, was dann später auch geschehen war und sich des öfteren wiederholt hatte, bis Johannes ihr einst unter dem Regenschirm, den man gemeinsam benutzte, weil der Herr Pastor dieses nützliche Möbel vergessen, seine Liebe gestand und von der heiserrothenden Grete den ersten Kuß empfing.

Zutta und Irma standen auf der Terrasse, als der Wind, der scharf vom Walde herüberwehte, fernes Schellengeläute durch die Luft trug.

„Hörst Du es, Mamachen? Das müssen sie sein, nicht wahr?“
Zutta nickte.

„Jetzt knallt Josef mit der Peitsche — hurrah, da kommt der Schlitten! Mamachen, da sind sie!“

Mit beiden Händen hielt sich Irma am Geländer fest und hüpfte vor Wonne auf und nieder.

„Hurrah! Hurrah!“ schrie das Frühlingsstimmchen so laut es nur anging, und „Hurrah!“ tönte es aus Lenes Mund fröhlich zurück. Lachend schwenkte sie den Muff, und von der Terrasse flatterte Zuttas Tuch einen lustigen Willkommengruß. Dann hielt der Schlitten und Irma stürmte jauchzend die wenigen Stufen hinab.

„Na, Komteßchen Sausewind.“ Lene sprang aus dem Gefährt und umarmte Zutta. „Grüß Dich Gott, mein Zutterle! Na, was machst Du denn, Schazel? Frisch und gesund? Herrgott, die Grete, die findet sich wohl gar nicht aus dem Deckenwust! Du, entpuppe Dich mal gefälligst, Du holdes Faulthierchen!“

Grete krabbelte vergnügt aus den warmen Umhüllungen und ließ sich von Zutta ans Herz drücken.

„Du wohnst wahrhaftig beinahe am Ende der Welt, Zutta. Lene wäre mir unterwegs fast verhungert.“

„Ach wirklich? Ganz richtig verhungert?“

Irma schlüpfte zwischen Grete und Zutta hindurch und musterte Lene mit neugieriger Bewunderung.

Diese kniff das Kind sanft in die Wange.

„Sa, denk Dir, richtig verhungert! Guck mich nur ordentlich an, damit Du ein anderes mal gleich weißt, wie solche verhungerten Leute ausschauen.“

„Ach Du, dann komm mir schnell!“

Irma schob ihre feinen Fingerchen in Lenes Hand. „Wir haben viel zu essen, und —“ vertraute sie ihr flüsternd — „zuletzt giebt es einen Schokoladenpudding. Magst Du den gern? Ich sehr!“

„Und ich erst! Schauerhaft gern!“ versicherte Lene.

„Sa, ich bin immer bange, Lene könnte den Martin arm essen“, sagte Grete.

„Das ist mir egal“, antwortete die Schwägerin, „wenn einer heiratet, muß er auch sorgen, daß seine Frau satt wird.“

„Du bist aber schrecklich schwer satt zu kriegen, Lene —“

Man hatte inzwischen die wohligh durchwärmte, mit Jagdtrophäen geschmückte Halle erreicht, während Josef den Schlitten mit den dampfenden Pferden um das verschneite Rondel lenkte und dann peitschenknallend hinter der Mauer des Stallgebäudes verschwand.

„Sie können sofort anrichten lassen“, wendete sich Zutta freundlich an Frau Meinert, die sich mit frisch gestärkter Leinenschürze und flatternden Haubenbändern präsentirte. „Ihr werdet Euch hoffentlich mit Eurer Toilette etwas beeilen, damit Lene nicht ohnmächtig wird vor Hunger.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In Gannerhänden.

Eine Kriminalerzählung nach der Wirklichkeit
von A. Oskar Klausmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine Viertelstunde später klingelte es an der Villa, und als der Diener die Thür öffnete, fand er Niemanden, wohl aber einen kleinen Brief, der in der Thürspalte steckte und die Adresse von Mr. Cheesman trug. Der Brief war kurz aber sehr inhaltreich und lautete:

„Einer der Unserigen ist festgesetzt, allerdings einer der armen Teufel, die am wenigsten wissen. Wir haben uns dafür erlaubt, uns Ihrer Frau Gemahlin zu bemächtigen. Erwarten Sie sie daher vorläufig nicht wieder zurück, bis das Geld gezahlt ist. Sollten Sie aber irgendwelche weiteren Gewaltschritte gegen uns versuchen, werden wir uns erlauben, Ihnen Ihre Frau Gemahlin in einzelnen Stücken durch die Post in das Haus zu schicken. Dem Superintendenten können Sie sagen, daß er ein Esel ist. Sie hätten, weiß Gott, keinen Dümmeren für Ihre Aufgabe finden können.“

II.

Cheesman ließ sofort wieder anspannen und fuhr nach der Stadt, um den Superintendenten Dutton aufzusuchen.

Dieser schien die Sache verhältnismäßig leicht zu nehmen.

„Die Kerle sind dümmer als ich dachte“, meinte er. „Wir sind aber nicht in Newyork oder Chicago, in einer Millionenstadt, sondern in einem harmlosen Provinzneste. Ich bin fest überzeugt, daß ich morgen Ihre Frau Gemahlin unbeschädigt in Ihr Haus zurückgebracht habe. In Mobile kann man eine Person nicht sans façon verschwinden lassen.“

Dann erkundigte sich der Superintendent noch nach verschiedenen Einzelheiten und Cheesman gab ihm Auskunft, soviel er selbst wußte, über die räthselhafte Person, welche die Gattin abgeholt hatte und auch über das Aeußere des Wagens und des Pferdes. Er konnte natürlich nur das berichten, was die Dienerschaft ihm selbst mitgetheilt hatte. Dutton schien der Sache sehr gewiß zu sein, denn er betonte immer wieder:

„Es ist so, wie ich dachte. Eine höchst thöricht eingefädelte Geschichte, die man wohl in Newyork oder Chicago machen kann, aber nicht in Mobile. Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Mr. Cheesman, und beruhigen Sie sich nicht. Ich büрге Ihnen dafür, daß morgen die Angelegenheit mit Ihrer Frau Gemahlin erledigt ist. Der Kerl, den wir da gefangen genommen haben, ist ja sehr hartnäckig, aber wenn es sein muß, werde ich den Galunken ein wenig foltern. In der Beziehung sind wir ja weit besser d'ran als die offizielle Polizei, die sich solche Scherze nicht erlauben darf. Ich erwarte natürlich von Ihnen, Herr Cheesman, daß Sie mich eventuell schützen, wenn aus dieser Gefekwidrigkeit etwas werden sollte.“

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen“, erklärte Cheesman. „Sparen Sie kein Geld. Darf ich Ihnen gleich noch einen Chek über fünftausend Dollars ausschreiben?“

„Die Sache eilt nicht, aber es ist immer gut, wenn man Geld zur Hand hat. Nochmals, beruhigen Sie sich nicht, Mr. Cheesman.“

Der Kohlenhändler schrieb den Chek aus und begab sich dann nach seiner Villa zurück. Natürlich hatten ihn die Erklärungen des Detektivs nicht beruhigt. Es kam ihm sogar vor, als nehme Dutton diese Angelegenheit denn doch gar zu leicht. Immerhin hatte Dutton ziemlich große Erfolge hinter sich, und bisher hatte er Cheesman außerordentlich gut bedient.

Es war eine traurige, böse Nacht, die Cheesman in der Villa verbrachte. Erst gegen Morgen fand er einigen, durch schreckliche Träume unterbrochenen Schlaf. Er war frühzeitig in seinem Comptoir in der Government Street und fand hier einen Brief Duttons, welcher lautete:

„Alles geht gut. Beruhigen Sie sich nicht. Wir haben in der Nacht noch einen zweiten Galunken aufgegriffen.“

Cheesman wendete sich seiner Geschäftskorrespondenz zu und war eigentlich erstaunt, nicht wieder einen Drohbrief von den Verbrechern zu finden. Er arbeitete angestrengt bis gegen zwölf Uhr, bis die neue Post kam. Diesmal erschien ein Abgesandter der Packetgesellschaft, welche für Mobile und Umgegend den

Paketverkehr besorgte, da sich die Post dort nicht mit derartigen Angelegenheiten beschäftigt. Cheesman erhielt ein kleines Paket nebst einem Brief, und beide waren „registred“, d. h. eingeschrieben. Er leistete seine Unterschrift und öffnete erst den Brief, welcher lautete:

„In dem beifolgenden Kästchen finden Sie den Beweis, daß wir nicht spaßen. Sie werden mit Ihrer Hartnäckigkeit sich selbst schaden. Vor allem aber werden Sie sich durch den Esel von Superintendenten Dutton unglücklich machen. Der Dummkopf ist uns nicht gewachsen. Er hat die Frechheit gehabt, einen unserer Leute heute Nacht zu foltern. Es ist dies eine ganz zwecklose Quälerei, denn der Mann gehört zu denjenigen, die am allerwenigsten wissen. Die Antwort finden Sie in der beifolgenden Schachtel.“

Cheesman öffnete mit großer Vorsicht diese Schachtel, da er fürchtete, es könne dieselbe einen Explosivstoff enthalten. Sein Verdacht war unbegründet. Trotzdem hatte er fast einen Ohnmachtsanfall, als er den Inhalt des kleinen Kästchens erblickte. Er bestand in einer Frauenhand, welche offenbar von einem Körper abgeschnitten und an ihrem unteren Theil mit blutigen Binden verschlossen war, wohl, damit das aus dem Körper strömende Blut nicht den Verräther spiele. Es war eine linke Frauenhand, und am Ringfinger derselben glänzte ein Brillant-ring, den Cheesman nur zu gut kannte. Er hatte ihn vor einer Reihe von Jahren seiner Frau geschenkt. Es war kein Zweifel: die Verbrecher hatten der unglücklichen Frau die linke Hand abgeschnitten und sie dem unglücklichen Gatten zugesendet. Ein blutbefleckter Zettel lag in dem Kästchen und auf diesem standen die lakonischen Worte: „Uebermorgen die rechte Hand, in weiteren zwei Tagen der Kopf. Die Köpfe der Tochter und des Schwieger-sohnes folgen in einigen Tagen nach.“

Als sich Cheesman von seinem leichten Ohnmachtsanfall erholt hatte, bedurfte er einer ganzen Stunde, ehe er sich so weit aufgerafft hatte, um zu klingeln.

„Witten Sie durch das Telephon den Superintendent Dutton zu mir zu kommen,“ befahl er, sich mühsam beherrschend. Von seinem Personal durfte Niemand etwas von der furchtbaren Geschichte erfahren. Eine halbe Stunde später rasselte ein Wagen vor dem Hause vor und aus ihm sprang Dutton, der unmittelbar darauf in das Privatkomptoir Cheesmans trat.

„Sie haben mich rufen lassen,“ sagte er. „Haben Sie selbst irgend eine Spur gefunden? Die Sache steht nicht ungünstig.“

Wortlos, mit zitternder Hand reichte ihm Cheesman die Schachtel mit der abgeschnittenen Frauenhand und den Brief. Trotz seiner Erregung bemerkte Cheesman, wie Dutton erschrak. Der Brief und diese schreckliche Sendung schienen Dutton wie ein Schlag zu treffen. Er war so verwirrt, daß er zuerst gar keine Antwort fand. Dann murmelte er halblaut: „Die Schurken, die Schurken! Das arme Weib!“ Er setzte sich in den Sessel neben dem Schreibtisch Cheesmans nieder wie ein Mann, der mit seiner Kunst fertig ist.

„Nun?“ fragte Cheesman.

Dutton strich sich mit seiner Hand nervös über die Stirn.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll,“ brachte er endlich heraus. „Wir haben es hier mit einer Räuberbande zu thun, die mit übermenschlichen Mitteln arbeitet. Ein zweiter ähnlicher Fall ist bereits zu meiner Kenntniß gelangt. Es ist anzunehmen, daß diese Räuberbande aus einer der nördlichen Großstädte heruntergekommen ist und hier systematisch ein halbes Duzend solcher Sachen in Szene setzen wird.“

„Und was rathen Sie mir zu thun?“ fragte Cheesman.

„Ich würde an Ihrer Stelle warten.“

„Sie meinen, bis ich die rechte Hand oder den Kopf meiner Frau zugeschießt erhalte?“

„Es ist nicht meine Schuld,“ sagte Dutton, der den Vorwurf, der in den Worten Cheesmans lag, wohl verstand. „Wie gesagt, die Schurken haben übermenschliche Mittel zur Verfügung. In der That ist es vielleicht am besten, Sie zahlen, denn Sie sind das erste Opfer. Der zweite und dritte Streich dürfte den Schurken nicht gelingen. Wir müssen den Leuten eine Falle stellen bei der Bezahlung.“

„Den Köder für diese Falle bilden die Köpfe meiner Angehörigen, meiner Frau, meines Schwiegersohnes und meiner Tochter.“

„Also Sie wollen zahlen?“ fragte Dutton.

„Was bleibt mir übrig?“ meinte Cheesman. „Lieber opfere ich ein Drittel meines Vermögens und rette damit meine Angehörigen. Hoffentlich wird mein armes, armes Weib nicht an den Folgen der schrecklichen Verstümmelung zu Grunde gehen. Was habe ich gethan, um so fürchterlich gequält und gepeinigt zu werden?“ sagte Cheesman und seine Energie brach zusammen. Sein Kopf sank schwer auf die Brust und Thränen flossen aus den Augen des sonst so harten und geschäftsmäßigen, ruhigen Mannes. Auch Dutton wischte sich die Augen.

„Es giebt Augenblicke, in denen alle Menschenkunst vergeblich ist,“ meinte er. „Warten Sie mit der Zahlung wenigstens bis Nachmittag. Wie wollen Sie zahlen?“

„In dem ersten Briefe lag ein Zettel bei, auf dem vermerkt stand, ich solle abends gegen acht Uhr ohne jede Begleitung mich in das kleine Gehölz begeben, welches ungefähr drei Meilen westlich von Mobile liegt. Hier sollte ich auf einen bestimmten Stein, den ich dort finden würde, das Geld niederlegen und mit einem mitgebrachten schweren Gegenstande, einem Briefbeschwerer, den Briefumschlag, in dem das Geld sich befand, bedecken.“

Dutton erhob sich. Er schien sich immer noch nicht von dem Schlag erholt zu haben, den ihm der Brief und die Sendung zugefügt hatten. „Warten Sie wenigstens bis Nachmittag,“ sagte er dann und verließ das Zimmer wie ein geschlagener Mann.

Cheesman klingelte nach seinem Kassirer und befahl ihm dann, dreihunderttausend Dollars in Banknoten zu einer eiligen Zahlung zurechtzumachen. Cheesman verzichtete natürlich in seinem Seelenzustande auf das Frühstück, das der Diener ihm brachte und schickte es unberührt wieder hinaus. Er schritt unruhig in seinem Comptoir auf und ab und sehnte die Stunde herbei, in der er den Schurken das Geld ausliefern konnte. Wenn es ihm nur gelang, seine Frau vor Einbruch der Nacht wieder zu Hause zu haben, damit ihr die sorgfältigste Pflege zu Theil würde.

Einer der Bediensteten trat herein und theilte Cheesman mit, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

Bei der außerordentlichen gesellschaftlichen und sozialen Stellung, welche die Frau in Amerika einnimmt, verweigert ein Geschäftsmann niemals einer Dame eine Bitte um Unterredung, selbst wenn es eine ganz unbekannte Person ist. Cheesman sah ein schwarz gekleidete, dicht verschleierte Dame eintreten, die auf seine einladende Handbewegung auf dem Sessel Platz nahm, auf dem kurz vorher Dutton gesessen hatte. Dann richtete Cheesman die stereotypen Worte an die Dame, mit denen man in Amerika jeden Gast empfängt:

„Was kann ich für Sie thun?“

Die Dame schlug den Schleier zurück und Cheesman sah ein bleiches, scharf geschnittenes Gesicht mit einem Paar dunkler, stehender, schwarzer Augen vor sich.

„Haben Sie das Geld bereits gezahlt,“ fragte die Dame, „das Geld, was man von Ihnen erpressen will? Hoffentlich haben Sie es nicht gezahlt.“

Cheesman begriff sofort, daß der Besuch dieser Dame mit der ganzen Erpressungsangelegenheit zu thun hatte und erklärte: „Bis jetzt habe ich das Geld noch nicht gezahlt.“

Ein triumphirendes Lächeln erschien auf dem Gesicht der sonderbaren Besucherin. Dieses Lächeln aber verzerrte sich zu einem zornigen Ausdruck. „Er ist ein Schurke,“ stieß die Fremde zwischen den Zähnen hervor. „Er hat mich betrogen und will mich verrathen wie eine Närrin, die gutmüthig genug ist, auf alle seine Pläne einzugehen. Er soll sich getäuscht haben. Wollen Sie Ihre Frau wieder haben in zwei Stunden?“

„Ich biete jede Summe, wenn meine Frau gerettet werden kann. Vor allem muß meine unglückliche Gattin Pflege bekommen wegen ihrer Verstümmelung.“

Ein verächtliches Lächeln erschien auf dem Gesicht der Fremden. „Ihre Frau ist nicht verstümmelt,“ sagte sie. „Ihre Frau ist gesund und nur etwas erschreckt.“

Cheesman wies die abgeschnittene Hand mit dem Brillant-ring der Besucherin vor. Diese zuckte verächtlich die Achseln. „Es ist unglaublich, wie leicht Männer zu betrügen sind,“ meinte sie. „Das ist nicht die Hand Ihrer Gattin. Ihre Gattin besitzt beide Hände. Ich versichere Sie, sie hatte sie wenigstens noch vor einer halben Stunde.“

„Das ist der Ring meiner Frau.“

„Ja, der Ring ist es,“ sagte die Dame mit einem prüfenden Blick. „Aber die Hand stammt von einer Leiche, und man hat sie zu dem Zwecke abgeschnitten, um Sie zu täuschen.“

„Wer sind Sie?“ sagte Cheesman und erhob sich unwillkürlich. Denn das Gemisch von Hoffnung, Furcht und Schrecken, das ihn beherrschte, duldet ihn nicht auf seinem Platz.

„Ich bin eine Thörin und Närrin,“ sagte die Dame hart, „aber nicht eine so große, wie jener Schurke glaubt. Das hätte ihm so gefallen, das Geld zu nehmen und mich hier sitzen zu lassen. Dann wäre er mich los geworden, nachdem ich diesem Elenden alles geopfert habe.“

„Wo ist meine Frau?“ fragte Cheesman, den die Expektorationen der Besucherin sonst wenig interessirten.

„Haben Sie einen Revolver hier?“ fragte die Besucherin, ohne auf die Frage zu antworten.

Ein amerikanischer Geschäftsmann ist nie ohne Waffen in seinem Komptoir. Cheesman holte aus einer Schublade seines Schreibtisches einen ziemlich starken Revolver heraus.

„Laden Sie ihn,“ sagte die Fremde, und Cheesman gehorchte automatisch ihrem Befehle.

„Stecken Sie diesen Revolver zu sich und kommen Sie mit mir. Wir werden einen Miethswagen nehmen und Ihre Frau abholen. Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Ich werde Sie nicht in eine Falle locken. Sobald ich das Geringste gegen Sie thue, können Sie mich niederschließen. Ich habe Sie deshalb den Revolver mitnehmen lassen, es ist sonst gar keine Gefahr. Ich bin die Vertraute des Schurkes, der Sie um dreihunderttausend Dollars pressen wollte, und ich verrathe diesen Elenden, weil er an mir Verrath üben wollte. Sie sollen in einer Stunde Ihre Frau Gemahlin unbeschädigt in Ihrer Wohnung haben. Eine Bitte habe ich allerdings noch. Wenn ich erfülle, was ich Ihnen hier verspreche, so erbitte ich von Ihnen fünftausend Dollars. Ich bin ohne alle Mittel und durch den Schurken, der mich verrathen wollte, zur Bettlerin geworden. Ich habe Kinder, für die ich sorgen muß, Kinder, deren Besitzthum ich jenem Schurken in pflichtvergessener Leidenschaft zum Opfer gebracht habe. Kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Noch einen Augenblick zögerte Cheesman; denn vielleicht wurde er selbst in eine Falle gelockt; aber er dachte an seine Frau, und das Zögern dauerte nur eine Sekunde. Es fiel ihm

auf, daß die Dame an seiner Seite, die ihr Gesicht dicht verschleiert hatte, sich sorgfältig umsah, bevor sie aus dem Hause trat. Es fuhr eine Droschke vorbei, ein geschlossener, viersitziger Wagen. Die Dame winkte ihn heran, ließ Cheesman einsteigen und rief dann dem Kutscher eine Adresse zu. Den Namen der Straße kannte Cheesman nur flüchtig — sie lag weit draußen in der östlichen Vorstadt, in einem ziemlich verrufenen Quartier vor Mobile.

III.

Frau Cheesman war voller Sorgen über das Befinden ihres Gatten in den Wagen gestiegen, mit dem man sie abgeholt hatte. Aber der Führer des Wagens verhielt sich trotz aller Fragen ablehnend in Bezug auf Antworten. Er sagte ihr, er wisse nicht, wie es mit Mr. Cheesman stehe, er handle selbst nur im Auftrage und sei bei dem Unfall nicht dabei gewesen. Es fiel Frau Cheesman auf, daß der Wagen eine Richtung nahm, die sich von dem Centrum der Stadt entfernte. Der Wagenführer schlug aber auf die Pferde derartig los, daß sie im tollsten Galopp davonjagten, und Frau Cheesman hatte alles Mögliche zu thun, um sich im Wagen festzuhalten. Endlich fuhr der Wagen direkt in ein Gehöft ein, das einen etwas verkommenen und sehr ärmlichen Eindruck machte, und hier trat eine schwarz gekleidete Dame von unzweifelhaft anständigem Aussehen auf Frau Cheesman zu und sagte ihr:

„Ihr Herr Gemahl wünscht Sie dringend zu sprechen. Es steht nicht so schlimm mit ihm, wie wir zuerst angenommen haben.“

Ohne in ihrer Erregung darauf zu achten, wohin sie kam, durchschritt Frau Cheesman zwei Zimmer und kam dann in einen dunklen Raum. Sie zögerte noch, in denselben einzutreten, als sie einen Stoß erhielt, der sie bis in die Mitte des dunklen Raumes schleuderte. Dann wurde die Thür hinter ihr zugemacht und verschlossen. Frau Cheesman rief um Hilfe; aber Niemand beachtete ihre Rufe. Sie war außer sich über das, was sie erlebte. Aber sie blieb auf sich selbst angewiesen, tastete sich in dem Raume zurecht und entdeckte, daß in demselben sich ein Bett befand, d. h. wenigstens ein Lager mit einer Matratze und einigen Decken. Ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit und sie fand schließlich, daß sie in einem besonders hergerichteten Zimmer eingesperrt war. Die Fenster waren nicht zu öffnen, denn sie waren von außen mit Brettern verschlagen. Man hatte den Ort vollständig zu einem Gefängniß hergerichtet. Schreien half nichts. Man hörte sie draußen nicht außerhalb des Gehöfts, und die Einwohner des Gehöfts und die Besitzer kümmerten sich nicht um das Geschrei.

In leicht begreiflicher Erregung verbrachte Frau Cheesman einige Stunden in diesem finsternen Gemache. Dann wurde die Thür geöffnet, und es wurde vorsichtig durch die Thürspalte ein kleines Tischchen hereingeschoben, auf dem sich einige Speisen und auch ein Krug Wasser befanden. Ein kleines Stimpfchen Licht war mit hereingebracht worden und diente dazu, solange Licht zu geben, bis die Insassin des Gefängnisses die Speisen zu sich genommen hatte. In ihrer Erregung verzichtete Frau Cheesman auf jedes Essen und benutzte den Lichtschein nur, um sich davon zu überzeugen, daß es ein Entkommen aus dem Raume nicht gab. Sie stellte sich an die Thür, durch welche das Tischchen hereingekommen war und bat flehentlich, wenn Leute draußen seien, ihr zu sagen, weshalb man sie gefangen halte und was mit ihr geschehen solle. Aber niemand antwortete ihr. Vor Erschöpfung sank Frau Cheesman in Schlaf, und als sie erwachte, war eben wieder die Thür geöffnet worden, das Tischchen mit den Speisen war herausgezogen und ein neues Tischchen mit

einem kleinen Licht war wieder hereingestellt. Frau Cheesman kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß ihr selbst kein Leid geschehen solle, sondern daß man darauf ausging, sie gefangen zu halten, und sie war Amerikanerin genug, um sich zu sagen, daß die ganze Sache auf eine Erpressung gegen ihren Gatten abgesehen sein würde. In ihrer Ansicht wurde sie noch dadurch bestärkt, daß man ihr durch einen Zettel, der auf dem kleinen Tische mit den Speisen lag, ihren Brillantring abforderte. Sie legte den Ring auf den Tisch und wußte, daß er ihrem Gatten als Zeichen zugestellt werden würde. Die Zeitrechnung ging ihr vollständig verloren. Sie wußte nicht, ob es Tag oder Nacht sei. Sie hörte fast zu allen Stunden Geräusche draußen auf dem Hofe und innerhalb des Hauses. Aber niemand antwortete auf ihr Rufen und Flehen. Endlich rasselte der Schlüssel im Schloß der Thür, heller Lichtschein drang in das Zimmer und Frau Cheesman sah in der Thür ihren Gatten stehen und neben ihm die schwarz gekleidete Frau, die sie bei ihrer Ankunft auf dem Gehöft empfangen hatte.

Cheesman rief seine Frau mit den zärtlichsten Namen, und sie sank ohnmächtig in seine Arme. Es dauerte lange Zeit, ehe Cheesman seine Frau wieder zum Leben gebracht und sie soweit beruhigt hatte, daß sie mit ihm nach ihrer Wohnung zurückfahren konnte. Der Miethswagen wartete noch draußen.

Als Cheesman seine Begleiterin zu dem einsamen Gehöft gebracht hatte, stellte es sich heraus, daß nur ein taubstummer Hüter des ganzen Gehöftes vorhanden war. Er gehorchte den Anordnungen der schwarz gekleideten Dame und widersetzte sich dem Eintreten der beiden Personen nicht. Der Taubstumme saß auch jetzt stumpfsinnig in einem der Zimmer, als eine rührende Begrüßungsszene zwischen Cheesman und der Gattin stattfand.

„Ich danke Ihnen“, sagte Cheesman zu der schwarz gekleideten Dame, „obgleich ich immer noch nicht weiß, wem ich die Rettung meiner Frau verdanke. Ich werde jetzt meine Frau nach Hause bringen.“

„Ich werde mit Ihnen fahren“, sagte die schwarz gekleidete Dame. „Ich bin nämlich von jetzt ab meines Lebens hier nicht mehr sicher. Sie müssen mir für einige Tage Aufenthalt bei sich gewähren.“

„Selbstverständlich!“ erklärte Cheesman. „Es soll alles geschehen, was in meinen Kräften steht, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen.“

Dann schritt er mit seiner Frau heraus und setzte sich mit ihr in den Wagen. Er bot der unbekanntem Helferin den Platz neben seiner Frau auf dem Vorder Sitz des Wagens an; aber die Helferin schüttelte den Kopf, sie setzte sich auf den Rücksitz.

„Ich will das Gehöft, das wir verlassen, im Auge behalten“, sagte sie.

Die Pferde zogen an, um die Insassen des Wagens nach der Villa Cheesmans zu bringen. Fast in demselben Augenblick erschien vor dem Gehöft Superintendent Dutton. Mit einem triumphirendem Blick zeigte Cheesman auf die neben ihm sitzende Gattin. Wenn er aber glaubte, daß Dutton Freude über diesen Anblick empfinden würde, so irrte er sich. Er sah, wie Dutton erbleichte und erschraf. Im nächsten Augenblick aber riß der Vorfteher der Detektivfiliale einen Revolver aus seiner Tasche, stürzte auf den Wagen zu und feuerte rasch hintereinander drei Schüsse auf die Unbekannte, die auf dem Rücksitz saß, ab. Die Schüsse trafen, und blutüberströmt sank die verschleierte Dame auf dem Rücksitz zusammen. Durch die Schüsse erschreckt, rasten die Pferde davon, und der vierte Schuß, den Dutton abfeuerte, verfehlte das Ziel.

Cheesman umschlang mit dem linken Arm seine Gattin, welche vor Schreck ebenfalls halb bewußtlos war und die bei der rasenden Fahrt fast aus dem Wagen geschleudert wurde. Ver-

gebens rief er dem Kutscher zu, zu halten. Der Führer des Wagens konnte die Pferde nicht beruhigen. Der blutüberströmten Frau, die wohl todt war, konnte Cheesman keine Hilfe bringen. Erst kurz vor der Villa, nach einer Fahrt, bei welcher das Leben der Wageninsassen nur an einem Haar hing, gelang es dem Kutscher, die Pferde zu bändigen und sie vor der Villa Cheesmans zum Stehen zu bringen.

Es gab kein kleines Aufsehen im Hause, als Cheesman mit seiner sonderbaren Fracht ankam, die ohnmächtige Hausfrau und die blutüberströmte, sterbende Fremde. Rasch wurde ein Arzt aus der Nachbarschaft geholt, und dieser stellte fest, daß die Verletzungen der Fremden nicht lebensgefährlich waren. Aber vorläufig war Bewußtlosigkeit bei ihr vorhanden, da sie einen Streifschuß am Kopfe erhalten hatte.

Frau Cheesman war auch wieder zur Besinnung gekommen, und die ganze Aufregung machte sich in heftigen Weinkrämpfen Luft.

Cheesman hatte sich um das Befinden der beiden Frauen zu kümmern und dabei gingen ihm die Gedanken wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Zeitweise glaubte er an einen bösen Traum. Warum feuerte Dutton, der Detektiv, der doch froh sein mußte, daß Frau Cheesman gerettet war, auf jene Frau die Schüsse ab? War er der Verräther, von dem die Fremde, die jetzt als Opfer ihrer Hilfe bewußtlos und verwundet dalag, gesprochen hatte? Jetzt blieb natürlich nichts anderes übrig, als die staatliche Polizei in Anspruch zu nehmen, und durch das Telephon benachrichtigte Cheesman die Behörde von dem Attentat auf die Unbekannte, das durch den Detektivinhaber Dutton verübt worden war. Es hatte dies zur Folge, daß die Villa Cheesmans von der Polizei bewacht und besetzt wurde, was wiederum nur zur Beruhigung und zur Erhöhung der Sicherheit der Insassen beitrug.

Auf Dutton wurde gefahndet, aber er war verschwunden. Er mußte unmittelbar nach dem Attentat geflüchtet sein, und wahrscheinlich hatte er seine Vorbereitungen für die Flucht mit aller Umsicht getroffen. Es gelang niemals mehr, ihn zu ergreifen. Daß er auf die Helferin gefeuert hatte, daß er in seiner Bestürzung und in seinem Zorn ihr nach dem Leben trachtete, war nur zu begreiflich. Mrs. Stokes hatte ihn um die Früchte seines Planes gebracht, sie hatte ihn um die dreimalhunderttausend Dollars gebracht, die Dutton so sicher schon in seinen Händen wähnte.

Gegen Abend kam Mrs. Stokes zur Besinnung und konnte nun vernommen werden. Sie erzählte, daß sie vor einigen Monaten die Bekanntschaft des Superintendenten Dutton gemacht und daß er sich, trotzdem sie Wittve und Mutter von zwei kleinen Kindern war, um ihre Hand beworben hatte. Sie hatte an der Ehrlichkeit seiner Absichten nicht gezweifelt. Kurz bevor die Verehelichung stattfinden sollte, theilte ihr Dutton mit, daß er infolge von Differenzen mit seinem Hauptgeschäft in Newyork seine Kündigung erhalten habe und in wenigen Wochen seinen gut bezahlten Posten aufgeben müsse. Er habe leider gar keine Aussicht, eine Stellung zu finden, die ihm ein auskömmliches Gehalt eintragen könne. Mit Rücksicht auf alle die Verhältnisse und unter dem Einfluß des Mannes stehend, den Mrs. Stokes liebte, gab sie sich dazu her, Helferin bei einer Intrigue zu werden, durch welche sich Dutton in den Besitz großer Geldmittel setzen wollte. Durch seinen jahrelangen Aufenthalt in der Stadt und durch seine vielfachen persönlichen Beziehungen hatte Dutton Bekanntschaft in den weitesten Kreisen. Es gelang ihm mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, einen Beamten bei der Post zu bestechen, der die von außerhalb kommenden Korrespondenzen, welche die Briefe der Tochter Cheesmans und des Schwiegerjohnes brachten, nicht an Cheesman, sondern an ihn — Dutton

— auslieferte. Er hatte einen Angestellten der Privattelegraphie-Kompagnie gewonnen, welche in Mobile stationirt war, so daß er die Telegraphie von dem jungen Paare von der Hochzeitsreise empfangen konnte. Wie es sich herausstellte, waren aber solche Telegramme nicht eingegangen. Er hatte endlich einen Helfershelfer, der die Rolle des Wagenführers übernahm und der auch bei dem taubstummen Besitzer des Gehöftes draußen in der Ostvorstadt das Gefängniß für Frau Cheesman einrichtete. Die angebliche Erpresserbande bestand lediglich aus Dutton selbst.

Das junge Paar auf der Hochzeitsreise war in voller Sicherheit. Alle Drohbriefe hatte Dutton selbst durch seine Helfershelfer schreiben lassen und dabei vortrefflich die wirkliche Handschrift der Kinder kopirt. Um zu verhindern, daß sich Cheesman an die staatliche Polizei oder an ein anderes Detektivinstitut wendete, fand sich Dutton anscheinend zufällig in dem Augenblick ein, in welchem Cheesman den ersten Drohbrief erhalten mußte. Dadurch, daß er Cheesman veranlaßte, ihm allein die Erledigung der Angelegenheit zu übertragen, dadurch, daß sich Cheesman verpflichtete, über die Angelegenheit Stillschweigen zu bewahren, glaubte er sich vor Ueberraschungen von anderer Detektivseite oder von seiten der staatlichen Polizei zu schützen.

Wie alle Verbrecher hatte auch Dutton schließlich in seinem, mit außerordentlichem Raffinement angelegten Plan eine Lücke gelassen oder vielmehr eine Dummheit gemacht, die alles zu Fall brachte. Er sah ein, daß die zehntägige Frist, die er Cheesman gesetzt hatte, für ihn gefährlich wurde und beschloß daher, diese Frist abzukürzen, dadurch, daß er Frau Cheesman gefangen setzte.

Bis soweit hatte Mrs. Stokes Hilfe geleistet, wenn auch mit Zittern und Zagen und unter starken Gewissensbissen. Zwei Tage, nachdem Frau Cheesman festgesetzt war, erfuhr aber Mrs. Stokes, daß Dutton auch sie betrog. Es war nicht nur die Untreue des Mannes, der ihr die Ehe versprochen hatte, durch welche sie so in außerordentliche Erregung gesetzt wurde, sondern die sichere Nachricht, daß Dutton auf seiner Flucht nicht sie, seine Verlobte, sondern ein junges Mädchen mit sich nehmen wollte, mit dem er heimlich schon lange ein Verhältniß hatte. Rücksichtslos genug, wollte Dutton die Frau, der er die Ehe versprochen hatte, zurücklassen, damit diese eventuell alle Folgen der Gefangenschaft der Frau Cheesman und der ganzen Intrigue Duttons zu tragen hatte. Das empörte Mrs. Stokes derartig, daß sie beschloß, dem ungetreuen Verlobten das Spiel zu verderben. Sie begab sich zu Cheesman und führte ihn zu seiner Gattin.

Als Dutton, der zufällig nach dem Gehöft heraustrat, in dem Wagen nicht nur Cheesman mit seiner befreiten Gattin, sondern auch Mrs. Stokes sitzen sah, wußte er, daß er von seiner Verlobten verrathen worden war. Natürlich war ihm auch klar, daß jetzt sein Spiel verloren sei, und in seiner ohnmächtigen Wuth zog er seinen Revolver, um wenigstens auf diese Weise sich an der Verrätherin zu rächen.

Dutton blieb verschwunden und wurde nicht wieder entdeckt. Auch seine Helfershelfer hatten sich in Sicherheit gebracht.

Schon am nächsten Tage konnte Cheesman seiner Frau einen Brief überreichen, aus welchem hervorging, daß das junge Paar auf der Hochzeitsreise sich im besten Wohlbefinden befand.

Nachdem Mrs. Stokes sich von den Verwundungen erholt hatte, nahm sie von Cheesman eine hohe Summe als Belohnung entgegen und verschwand mit ihren Kindern aus Mobile.

— E n d e . —

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Jeder der drei Spieler hat ein Solo; erfahrene Skater würden bei solchen Umständen nur dann ein Spiel riskieren, wenn es mathematisch sicher ist. V, der Vorhandspieler gehört jedoch zu den sanguinischen Naturen. Er läßt sich nicht warnen, daß M bis b-Solo gereizt und spielt auf folgende Karte a-Solo, verführt durch die acht Trümpe.



Das Spiel wird verloren, da die Gegner auf 60 kommen. M hatte 12 Augen weniger in der Karte als H; im Skat lagen 13 Augen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Kapselräthsel.

Gemeinde, Unsterblichkeit, Gesandtschaft, Willkommen, Bier, Kohlernte, Hauseingang.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung.

Füllräthsel.

E . . . H s . . . a l . I . . . en . A .
Es ist ein bekanntes Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Buchstaben der Reihe nach an Stelle der Punkte gesetzt, bekannte Hauptwörter entstehen lassen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Flächenmaß, Badeort, Bündniß, Theil der Kleidung, weiblicher Vorname, Musikinstrument und Theil von Asien.

Wortspielräthsel.

Als ich am Sonntag in guter Ruh
Gepilgert bin dem Walde zu,
Tras ich den Schäfer, den klugen Mann,
Der Salben und Tränklein bereiten kann.
Er suchte ernstig auf der Flur
Eine — ja was suchte er eigentlich nur?

Nimmt aus der ersten Zeile man
Drei Wörter, fügt hinten und vorn was dran,
So hat man das gewürzige Kraut,
Draus unser Schäfer die Salbe braut.

Auflösung des Bilderräthfels.

Equipage.

Auflösung des Anagramms.

Stern — Ernst.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Bierzüger von Chocholous: W, Kg8, Da8, Le5, Sc6, f2, Bb6, d3, g4. — Schw. Kd5, Lc1, Ta2, g2, Ba4, d2, e6, g6, h5.)
1. Sf2—e4, Tg4.; 2. Sa5+, Ke5.; 3. Sc4+.
1., Te2; 2. Sd4+, Ke5.; 3. Se2:—
1., Ta3; 2. Lf4, Ta3.; 3. Se7+.
1., Tf2; 2. Lc3, Tf8+; 3. Kf8:

Richtige Lösungen gingen ein von: Paul und Elsa König, Fritz Ohmke, Ernst Schmidtsdorf, Wilhelm Gelzer, Margarethe Wartsch, Fritz Schmidt, F. D. u. W. Olbrich, Alfred Damm, Georg Schaffstädt, Ernst Schnarewski, Else Paasch, Oskar Neek, Carl Pfefferkorn, Elisabeth Stieff, Erna und Elisabeth Neubauer, Walter und Frieda Hagedorn, Gertrud Donnerstag, Franz Blum, Rudolf und Fritz Schulze, Bromberg, D. Albrecht, Schleusenau, Otto Freyer, Schneidemühl, Gertrud Trauschte, Luise Frost, Frida Behming, Nordmann, Schellong, Rosa Wolf, Bromberg.